

Männerträume

Drei Erzählungen

Marianne Wellershoff

Das Rennen

Ich weiß nicht, warum es jedesmal regnet, wenn ich in die Eifel fahre. Vielleicht ist das ein Protest der Natur gegen egozentrische Autoideioten wie mich, die heute wieder mit ihren Mercedesen, Audis, Landrovern, BMWs zum Nürburgring fahren, auf dem Anhänger einen 911er, einen Ford Mustang oder einen Alfa. Fünfmal so alt und fünfmal so wertvoll wie der Wagen, der den Anhänger zieht. Und der ist meist auch schon teuer genug.

Schrapp. Pause. Schrapp. Pause. Die Scheibenwischer ziehen zwei nasse Linien über das Glas. Tom, warum hast du die nicht längst ausgewechselt, hätte Susanne gefragt, leicht gereizt, und ich hätte geantwortet, geht doch noch.

Ronny sagt nichts. Ist mir ganz recht so. Er ist tief im rasengrünen Polster des Beifahrersitzes versunken und blickt ziellos aus dem Fenster. Ab und zu summt er ein paar Töne von der CD mit, die er nach längerem Wühlen im Handschuhfach gefunden hat. De-Phazz, Jazz-Pop mit Gesang, ein bißchen zu gefällig, aber ganz okay für die Fahrt.

Ich blicke in den Rückspiegel, um mich zu vergewissern, wie jemand, der seine Gesäßtasche nach dem Portemonnaie abtastet. Ich sehe die vanillegelbe Motorhaube des Austin Healey 3000 MK 1. Kein anderer Wagen hat diesen Schwung. Und darunter der ovale Kühlergrill, der aussieht wie der wütend-entschlossen aufgerissene Mund einer Vierziger-Jahre-Comicfigur. Ich glaube, der Healey 3000 MK 1 ist der einzige Wagen, der wirklich ein Gesicht hat.

Susanne ist in diesem Jahr nicht mitgefahren. Nicht mit mir, genauer gesagt. Sie hat sich sozusagen verbessert: von meinem alten Saab zu Marks 300er Mercedes-Cabrio. Das einen Porsche 911 zieht, natürlich. Das einzige Auto mit idealem Design, wie Mark sagt. Früher hat er einen Healey gefahren, einen weiß-blauen 55er 100s, aber da war er auch noch mein bester Freund.

Natürlich ist Marks Porsche nicht irgendein 911er, sondern ein Baujahr 1965 mit sechs Zylindern. Er hat ihn vor ein paar Wochen aus den USA herschiffen lassen. Eine Rarität, typisch Mark, immer etwas besser als die anderen, aber ohne daß man es sofort sieht. Man kann ihm die Protzerei nicht vorhalten, obwohl er ein Angeberauto hat, eins, von dem jeder weiß, daß es eigentlich nicht zu bezahlen ist. Wer den 65er Porsche beim Oldtimer-Rennen fährt, jedenfalls wer ihn so fährt, daß er alles riskiert, weil er gewinnen will, kann nur Verachtung für den Rest der Menschheit haben. Vor allem für Leute wie mich, die sich nur einen Austin in

aussichtslosem Zustand kaufen können und sonst nichts, und dann monatelang daran herumschrauben.

Das hatte Susanne ja auch so gehaßt, unsere Samstagnachmittage in der Garage, ich buchse die Türscharniere aus, sie poliert den Kühlergrill mit Chrompaste. „Never Dull“ in der schwarzen Dose. „Dull“ heißt auch blöd, und so fand sie die stundenlange Putzerei. Ich habe mich immer die ganze Woche lang auf den Healey gefreut, auf den Ölgeruch und die endlich gelieferten Ersatzteile, auf den Kaffee aus der Thermoskanne und den Kuchen, den sie gebacken hatte. Irgendwann hat sie damit angefangen, am Samstagnachmittag ihre Freundinnen zu besuchen.

Oder dann später Mark. Er hat viel mehr Zeit für Susanne. Um seinen 911er kümmert sich die Werkstatt. Ich nenne das einen Instant-Oldtimer. Bestellen, zahlen, einsteigen, losfahren. Wie Pizza vom Lieferservice, nur teurer.

„Noch drei Kilometer“, sagt Ronny, während er auf ein Ortsschild am Straßenrand blickt, "die anderen sind bestimmt schon da.“ "Sicher“, antworte ich. Mark ist jedes Jahr der Schnellste, er fährt das erste Rennen schon auf der Autobahn.

Vielleicht hat Mark Susanne schon in der Pension abgesetzt, weil es ihr zu kalt ist oder zu verregnet oder weil sie genervt ist, von was auch immer. Sie hat bisher immer einen Vorwand gefunden, nicht mit ins Fahrerlager zu kommen.

Dabei ist die Pension so häßlich, daß man gar nicht spät genug dort ankommen kann. Trotzdem wohnen wir Jahr für Jahr im "Hirschen". Tradition ist Tradition, sagt Mark immer, und die anderen denken offenbar genauso. Als könnte man so die Freundschaften im immergleichen Zustand konservieren. Nur die Frauen wechseln ab und zu die Zimmer oder werden gegen neuere Modelle ausgetauscht. Echte Männerfreundschaften halten alles aus. Joe, der Harmonisierer, sagt uns das immer, wenn es wieder mal Streit gibt. Bis jetzt hat er recht behalten.

Oder die Lage hat sich geändert, weil Susanne diesmal mit dem knallroten 65er Porsche im Schlepptau vorfahren kann. Vielleicht mußte Mark sie gar nicht überreden, direkt mit ins Fahrerlager zu kommen, wo man sich mit Schulterklopfen, Bier und Prost und geiler Wagen, wo hast du den denn her? begrüßt und dann über Ersatzteilquellen im Internet redet.

Knurrend zieht der Saab den Healey um die letzte Kurve. Die Reparaturzelte sind schon aufgebaut. Das Ford-Mustang-Team hat sich wie jedes Jahr einen riesigen LKW als Werkstatt gemietet. Natürlich. Das Zelt des Healey-Teams steht daneben. "Ach nee", sagt Ronny, "ein 59er MK 1. Das muß unser neuer Fahrer aus Essen sein."

Ein Stück weiter haben Joe und Olaf ihre Alfas abgeladen. Beide haben sich Touring Spiders Baujahr 63 gekauft, das schönste Auto auf Erden, sagen sie, und weil es so praktisch sei, den gleichen Wagen zu fahren, schon wegen der Ersatzteile. Bei ihren Freundinnen haben sie sich auch fürs gleiche Modell entschieden, sportlich, mit Kapuzenjacke, die blonden Haare zum Pferdeschwanz gebunden. Irgendwie wahnsinnig patent. So was wie Joe und Olaf nennt man wohl dicke Freunde. Manchmal denke ich, die beiden gehen auch gemeinsam aufs Klo.

"Martin hat für seinen Jaguar wieder eine Garage gemietet", sagt Ronny, "der mit seiner Rostphobie, so ein Weichei." "XK 140 FHC, Baujahr 1956, 205 PS", antworte ich, "so ein Auto hat etwas Besseres verdient." "Als wenn es danach ginge", sagt Ronny, "da müßte Mark ja den 911er in seinem Schlafzimmer übernachten lassen." "Tut er wahrscheinlich auch", antworte ich. "Mensch, Tom", sagt Ronny, "du kommst wohl nie drüber hinweg, daß Susanne dich verlassen hat."

Marks Porsche ist schon da, hinten die Motorhaube hochgeklappt. Küßchen rechts, Küßchen links. Susanne stellt noch nicht einmal den Kaffeebecher dafür ab. Sie drückt meine Schultern flüchtig mit den Handgelenken. Die Hände, sehe ich, sind ölerschmiert. "Wir mußten noch schnell ein Ventil auswechseln", sagt Susanne. Wir. Ich spüre einen kleinen brennenden Krampf im Bauch. "Susanne ist perfekt", sagt Mark, der inzwischen herbeigeschlendert ist, einen Bissen Kuchen im Mund, "sie versteht was von Motoren und vom Backen." Er legt den Arm um sie und streichelt ihre Taille. Dann grinst er mich an. "Aber das weißt du ja am besten." Pause. Und sie hat das ideale Design, sagt etwas in meinem Kopf. Ich bleibe stumm. Marks Grinsen ist eingefroren, als hätte jemand die Pause-Taste gedrückt. Von hinten weht Ronnys Stimme heran. Er ruft etwas, zeigt auf die Uhr. "Ich lade mal den Healey ab", sage ich, "sonst schaffe ich das Training nicht mehr." "Klar", antwortet Mark. Er grinst immer noch.

Ich fahre langsam, wegen des Motors. Es hat aufgehört zu regnen, aber der Asphalt ist noch nicht ganz trockengefahren. Olaf zieht mit seinem Alfa vorbei. Joe gleich im Windschatten hinterher.

Manchmal denke ich, daß sich in dieser ersten Runde alles entscheidet: ob die Kolben geschmeidig laufen werden, ob es ein stummes Verstehen zwischen dem Healey und mir geben wird, ob er das bißchen mehr Leistung geben wird, das ihn von den anderen Wagen unterscheidet. Ich bin überzeugt, daß Autos einer Baureihe nie hundertprozentig gleich sind. Mein MK 1 zieht straffer an als andere. Ronny hat das auch schon gesagt. "Oldtimer sind Individuen", behauptet er, "jeder hat seine Lebensgeschichte."

Die im Fahrzeugbrief nachzulesen ist. Ich habe mal einen der Vorbesitzer angerufen. Der Healey sei der Zweitwagen seiner geschiedenen Frau gewesen, hat er mir erzählt, aber damals waren sie noch verheiratet. Dann redete er über seine gescheiterte Ehe. Ich war froh, als es bei ihm auf der anderen Leitung klingelte.

Die Nordschleife. Ich lausche auf den Motor. Rauh und unregelmäßig klingt er, als müsse er sich erst den Staub aus der Lunge husten. Beim Herausfahren aus der Kurve drücke ich das Gaspedal zum ersten Mal durch. Ich genieße, wie der Schub mich in den Sitz drückt. Ich werde das Rennen gewinnen.

Jedenfalls in der Einzelwertung. Das Healey-Team gewinnt nämlich sowieso nie. Den anderen ist das letztendlich egal, die wollen nur dabei sein. Ihre Autos vorführen. Fachsimpeln. Für eine Medaille einen 59er MK 2 aufs Spiel setzen, der so teuer ist wie eine kleine Eigentumswohnung? Als würde es um die Medaille gehen. Es geht darum, andere zu besiegen. Mark zum Beispiel.

Er ist die Runde schneller gefahren als ich. Und als alle anderen. Mit Kreide steht seine Zeit auf der Tafel: 8:54. Zehn Sekunden Vorsprung vor mir. "Was war los?", fragt Ronny, als ich neben dem Zelt aus dem Healey steige. "Irgendwas mit dem Motor nicht in Ordnung?" Ich schüttele den Kopf: "Nein, alles bestens. Mach dir keine Sorgen." "Wenn der Healey okay ist", sagt Ronny, "dann bist du wohl das Problem." Aus dem Zelt dringen die fröhlichen Stimmen der anderen Fahrer. "Champagner!", brüllt einer, "alle herkommen!" Ronny rührt sich nicht. Er wartet auf meine Antwort. "Training ist Training", sage ich schließlich, "und Rennen ist Rennen." Ein minimales Lächeln erscheint. "Verstehe", antwortet er.

Ich habe die Schritte nicht gehört und werde in die Wirklichkeit gerissen, als sich plötzlich ein Arm kumpelhaft um meine Schulter legt. "Wir sind zum Champagnertrinken eingeladen, haben wir gehört", sagt Joe und drückt mir sein Grinsen ins Gesicht. "Bei uns gibt es nämlich nur Asti spumante", erklärt Olaf, "das fanden die anderen besonders witzig." "Und ihr habt natürlich keinen Humor", sagt Ronny, "dann kommt mal mit rein."

Sie haben mir ausgerechnet das Zimmer neben Susanne und Mark gegeben. Ein anderes zu verlangen, wäre peinlich gewesen. Der Raum ist winzig, mit einem Einbau-Bad aus Plastik. Das Bett 90 Zentimeter breit. Das soll Singles vermutlich ihre Minderwertigkeit demonstrieren.

Ich bin nach dem Essen vor den anderen hoch in mein Zimmer gegangen, vor allem vor Mark und Susanne. Ich will eingeschlafen sein, bevor sie ins Bett gehen. Miteinander ins Bett gehen. Marks Sexritual vor jedem Rennen. Wahrscheinlich denkt er, das bringt Glück.

Ich kann nicht schlafen. Ich stelle mir den Healey vor, seine runden Augen, das gemaserte Lenkrad, sehe, wie ich die Schikane schneide, an einem Wagen vorbeiziehe, ich gebe Gas, ich rase die Gerade an der Tribüne vorbei.

Susannes angetrunkenes Lachen auf der Treppe. "Pssschht", zischt Mark, übertrieben. Ich weiß jetzt schon, daß er wieder laut sein wird. Dreimal "ah, ah, ah", dann ein "jaaa". Mark stöhnt immer im selben Rhythmus, egal, wer unter ihm liegt. Susanne und ich haben manchmal aus Spaß im Chor mitgestöhnt. Ich hoffe, sie denkt daran, wenn er mit ihr vögelt.

Nebenan ein Stolpern. Dann ein unterdrücktes Kichern. Jemand plumpst aufs Bett. Ich ziehe mich wieder an. Nicht schlafen kann ich auch woanders.

Vor der Pension steht Ronny und raucht. "Morgen soll es trocken bleiben", sagt er. Mit der Zigarette in der Hand zeigt er nach oben: "Wenn keine Wolken am Himmel wären, könnte man die Sterne sehen." "Und wenn ich nicht neben der Hauptverkehrsstraße wohnen würde", antworte ich, "könnte ich schlafen." Ronny dreht sich um und blickt an der Hauswand hoch. Die Fenster sind dunkel. Stille. "Die Rush Hour ist vorbei", sagt er. Wir bleiben noch eine Zeitlang stehen.

Ich habe eine Statistik aufgestellt. Wer beim Training die schnellste Zeit fährt, hat eine Wahrscheinlichkeit von 22 Prozent, das Rennen zu gewinnen. Knapp drei zu eins dagegen also. Von den Plätzen zwei bis zehn hat Platz acht die größten Chancen auf den Sieg. Die Wahrscheinlichkeit liegt bei 26 Prozent. Ich habe keine Erklärung für dieses Phänomen. Aber ich habe dafür gesorgt, daß ich beim Training als achter ins Ziel gekommen bin.

Das elektronische Piepsen des Weckers. Sechs Uhr. Ich stehe auf und schiebe den Vorhang zur Seite. Draußen dämmert es, der Himmel ist klar. Ich ziehe meine Laufsachen an, blaues T-Shirt, kurze schwarze Hose, Asics-Schuhe. In der Pension ist es noch ganz still. Hinter dem Haus führt ein Wanderweg in den Wald. Langsam zieht er sich den Berg hoch. Ich laufe ruhig, zwei Schritte einatmen, drei Schritte ausatmen. Die Luft ist kühl und würzig. Ich bin weit weg von allem, Susanne, Mark, dem Rennen, siegen, verlieren, jetzt bin ich allein und hier, unerreichbar für die Welt, nur laufen und atmen, laufen und atmen.

Das Healey-Team sitzt schon zusammen, zur Strategiebesprechung, als ich in den Frühstücksraum komme. Ich hätte pünktlich um sieben unten sein können, aber ich wollte nicht. Alle reden sowieso jedes Jahr dasselbe. Strategiebesprechung. Lächerlich. Nichtangriffspakt wäre das treffendere Wort.

Am Büfett schütte ich mir ein Glas von dem billigen Orangensaft ein, höchstens fünfzig Prozent Fruchtanteil. Müsli, Joghurt, Mandarinen aus der Dose. Ich sehe

mich nach Mark und Susanne um. Sie sind nicht da. Vermutlich frühstücken sie im Sporthotel, wo die anderen Porschefahrer ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Ich stelle mir deren Büfett vor: frischgepresste Säfte, ein Koch, der auf Wunsch Eier brät. Sozialneid. Ich gehe zum Healey-Tisch.

"Wer als letzter zum Frühstück kommt, muß als erster ins Ziel fahren", sagt Walter fröhlich. Er ist seit Jahren so etwas wie der Teamchef, er organisiert die Treffen, schreibt die Rundbriefe. Von Beruf Steuerberater, was auch sonst. "Hast du verschlafen?", fragt Paul, "konntest du vielleicht nicht einschlafen?" Er war schon immer eine Ratte. Die anderen lachen. "Einen Kaffee für Tom!", ruft Ronny, bevor ich antworten kann, "sonst nickt er noch am Steuer ein." "Ist doch egal, der Healey fährt sowieso wie von alleine", sage ich.

Ronny fährt mit mir im Saab zur Rennstrecke. Ich habe die Cinematic-Orchestra-CD eingelegt. Sie ist schon drei Jahre alt, aber ich habe sie erst vor kurzem in einem Plattenladen entdeckt. Ein Sopransaxophon schreit gequält zu Elektro-Jazzrock. Meine Finger klopfen den Takt aufs Lenkrad. "Du willst heute den Sieg", sagt Ronny zu mir. "Das will jeder", antworte ich. "Nur, daß du was verwechselt", erklärt Ronny, "der Sieger ist nicht unbedingt der Gewinner." "Ich dachte, es geht beim Rennen darum, wer am schnellsten ins Ziel kommt", erwidere ich, "nicht um Philosophie." Ronny antwortet: "In deinem Fall geht es darum, warum du am schnellsten ins Ziel kommen willst."

"Freude am Fahren". Die BMW-Werbung hängt quer über der Rennstrecke. Freude ist ein Konzept aus meinem vorigen Leben.

Vor der Abnahmestelle stehen die Wagen in der Warteschlange. Ich rolle mit dem Healey ans Ende, steige aus. Weiter vorne warten direkt hintereinander Olaf und Joe mit ihren Alfas. Olaf wühlt in einer Tasche, kriecht ins Auto, sucht offenbar etwas unter den Sitzen, steigt wieder aus, spricht wütend mit seiner Freundin. Joe kommt dazu, versucht, ihn zu beruhigen. Jedes Jahr dasselbe Drama. Olaf hält die Anspannung nicht aus. Deshalb gewinnt er auch nie. Die Freundin läuft eilig los, Olaf setzt sich in seinen Alfa und fährt ans Ende der Schlange, Joe hinterher. Garantiert hat Olaf die Papiere vergessen und brüllt seine Freundin dafür an. Er ist einer von denen, die noch nie an etwas schuld gewesen sind.

"Das Frühstücksbüfett im Hotel ist viel besser. Frischgepresster Orangensaft, und der Koch brät auf Wunsch ein Omelett." Neben mir steht Mark. "Im nächsten Jahr wohnen wir alle da." "Sage ich doch schon immer", antworte ich. "Und wie sieht es sonst so aus? Fit?", fragt Mark. "Sicher", erwidere ich, "und selbst?" "Könnte nicht besser sein." Er strahlt mich an. "Mann, wie der 911er abgeht, da muß man das Gas

nur ein bißchen antippen und schon wuum. Du mußt ihn mal fahren. Der Wagen ist einfach unschlagbar. Im wahrsten Sinne des Wortes." Ich hasse Wortspiele. "Ich hab's gesehen", sage ich, "du hast mich gestern überholt." "Und alle anderen auch", fügt Mark hinzu.

Als er wieder zu seinem Porsche hinter mir in der Schlange gegangen ist, kommt Ronny an. Sein Overall spannt über dem Bauch. Er trägt ihn seit Jahren, wahrscheinlich glaubt er, daß er so das Alter aufhalten kann. "War was?", fragt er. "Wir haben über Autos gesprochen", antworte ich, "über was auch sonst."

Ein Autorennen ist wie ein Marathon. Man darf nicht zu schnell losfahren, sondern muß die Kräfte einteilen. Die Konzentration oben halten. In der vorderen Gruppe mitfahren, aber nicht an der Spitze. Beobachten, wer wen belauert, wer wann und wo angreift. So spät wie möglich von hinten anschleichen und vorbeiziehen. Und sich dann plötzlich an die Spitze setzen, den Wagen, der so lange sicher zu führen schien, demütigen und hinter sich lassen. Gesiegt wird erst, wenn die letzte Runde gefahren ist.

Wie Ameisen sehen die Fahrer in ihren Helmen aus. Sie rennen nervös zwischen den Wagen herum, als stehe der Angriff feindlicher Termiten kurz bevor. Ich setze meinen Helm auf und habe das Gefühl, eine Rüstung anzuziehen. Ich blicke zu Mark, der ein Stück entfernt beim Porsche-Team steht. Er küßt Susanne, streichelt durch ihre Haare. Dann winkt er mir zu, hält den Daumen zum "Mach's gut" nach oben. Ich bilde mir ein, ich könnte erkennen, daß er mich auch noch angrinst. Er hat keinen Zweifel an seinem Sieg. Ich hebe den Arm und forme mit Zeige- und Mittelfinger ein V.

Beim Start ist ein MG in einen Triumph gefahren, ich habe es im Rückspiegel gesehen. Anfängerfehler. Sowas passiert oft.

Sieben Wagen sind jetzt in der Spitzengruppe. Sogar Paul ist dabei mit seinem grauen 3000 MK 3. Olaf und Joe drehen irgendwo abgeschlagen im Feld ihre Runden. Der Healey fährt ungeduldig drängend wie ein Pferd, dem man die Zügel kurz hält. Er könnte schneller sein, er will schneller sein. Der Motor brüllt in meine Ohren.

Über Michael Schumacher heißt es, er sei so gut, weil er den sensibelsten Hintern hat. Er spürt, wann die Fliehkraft den Wagen aus der Kurve heben will und wann er die Ideallinie fährt. Er spürt, wie schnell er das Steuer zur Seite reißen darf, wenn er plötzlich überholen will und wann der richtige Moment ist, um auf die Bremse zu treten. Er ist eine Art native driver. Andere müssen das optimale Fahren wie eine Fremdsprache lernen.

Mark ist auch einer von denen, die nie trainieren mußten. Er hat den Instinkt. Man sieht es daran, wie er den Porsche glatt durch die Schikane zieht. Ich bin genauso schnell wie er, aber ich habe dafür geübt. Jahrelang. Egal. Am Ende zählt, was dabei herauskommt.

Noch drei Runden. Ich lasse Paul in seinem Healey hinter mir. Ich weiß, wie er sich jetzt ärgert. Ein gutes Gefühl. Auch der Alfa Giulia macht keine Probleme.

Noch zwei Runden. In der nächsten Kurve ist der Mustang dran. Aus seinem Windschatten ziehe ich den Healey nach rechts, gehe aufs Gas, der Mustang bremst, will die Kurve schneiden, ich bin neben ihm, entweder er bremst oder er knallt in meine Seite, der Healey will ausbrechen, meine Arme drücken gegen das Lenkrad, um es irgendwie unter Kontrolle zu halten, der Mustang bremst, ich bin vorbei. Als ich aus der Kurve fahre, schreie ich die Anspannung heraus.

Ich verfolge die Corvette. Auf der Geraden ist sie unschlagbar, aber sie nimmt die Kurven zu steif. Da ist sie verletzlich. Ich bleibe dicht an ihr dran. Vor der S-Kurve täusche ich rechts an, ziehe dann plötzlich nach links und attackiere. Bevor die Corvette meine Taktik begreift, habe ich sie hinter mir gelassen.

Jetzt ist nur noch Mark vor mir. Und er weiß, ich bin hinter ihm. Hinter ihm her. Die letzte Runde. Er wird mir keine Chance lassen wollen. Die erste Kurve nach der Zielgeraden. Weich zieht er durch die Schikane. Ich halte mich in seinem Windschatten. Kein Zentimeter Platz neben ihm, um auch nur ans Überholen zu denken.

Auch in der Haarnadelkurve nicht. Aber Mark gibt Gas, mehr als sonst. Er wird mich nicht los. Er hat Zweifel. Die anderen Wagen sind abgeschlagen. Er oder ich.

Ich greife an, gehe nach links aus dem Windschatten, Vollgas, der Healey zieht an, nebeneinander rasen wir auf die Kurve zu, ich werde auf der Innenseite sein, fast bin ich gleichgezogen, der Porsche geht plötzlich ab, woher hat er die Kraft, dreht in meine Bahn, ich komme nicht vorbei. Ich bremse. Ich brülle.

Jetzt die letzte Kurve, die letzte Chance. Alles oder nichts, Mark wird das auch wissen, oder er ist schon siegesgewiß. Jetzt rechts attackieren, da ist Platz, Mark hat nicht mehr mit mir gerechnet, der Healey schießt in die Schikane, ich müßte bremsen, ich drücke gegen das Lenkrad, das nach links reißen will, nur einer kann innen fahren, Mark ist noch vor mir, jetzt weiter Vollgas, was wird er tun, ich werde nicht bremsen, wenn er weiterfährt, wird er mir den Weg abschneiden, ich werde nicht bremsen, er oder ich, Mark gibt nicht auf, gleich fliegt der Healey aus der Bahn, gegen den Porsche, egal. Die Kurve wird immer enger.

Er ist weg. Er hat gebremst, er hat sich geschlagen gegeben. Ich rase durchs Ziel, Mark kurz hinter mir, ich bremse, fahre zu den Boxen und weiß nicht, was ich tue. Ronny ist da und sagt was, und hinten irgendwo Susanne, die auf Marks Porsche zuläuft. Stimmen, die gratulieren. Ich habe gewonnen, und ich warte auf das Gefühl des Triumphes.

Auf dem Siegerpodest spritzt mir der Champagner ins Gesicht, als wäre ich Formel-1-Sieger, aber ich spüre nichts, auch nicht, als ich den Pokal halte und das Healey-Team jubelt, und auch nicht, als Mark mir die Hand schüttelt und sagt: "Respekt. Hätte ich dir gar nicht zugetraut."

Später, als ich den Healey auf den Anhänger lade, kommt Susanne zu mir. Sie schaut mich an. "Ich habe euch gesehen", sagt sie, "du hättest euch umbringen können. Was willst du eigentlich beweisen?" Schweigen. "Das war ein Wettrennen", antworte ich schließlich, "da geht es darum, wer der Schnellste ist." "Ach so", sagt Susanne.

In der Nacht fahre ich zurück. Der Saab schnurrt über die Autobahn. Kaum einer ist unterwegs. Der verchromte Kühlergrill des Healey reflektiert das Scheinwerferlicht entgegenkommender Autos. Ronny döst auf dem Beifahrersitz. Er hat De-Phazz eingelegt, wie auf der Hinfahrt. "You're so special", singt eine Frau mit ironisch verzerrter Stimme, "just like anybody else."

Ich schalte aus.

Das Haus

Wie ein kleiner gelber Würfel schien das Haus zwischen die Rotklinker-Villen gefallen zu sein. Es mußte mal sehr modern gewirkt haben in seiner unbeirrten Einfachheit, im Erdgeschoß zwei bis zum Boden reichende Fenster, im ersten Stock zwei genauso breite, nur etwas flachere Fenster. Doch neben den Backsteinhäusern mit ihrer Architektur für die Ewigkeit sah es jetzt aus es wie ein Designobjekt, dessen Zeit abgelaufen war und das nur noch auf sein Comeback hoffen konnte.

Jan stand auf dem Bürgersteig und wartete auf den Makler. Er versuchte, sich ein Bild vom Inneren des Hauses zu machen, aber es war zu weit entfernt, und außerdem reflektierten die Scheiben. Er wollte nicht ohne Erlaubnis auf dem Grundstück herumstapfen und durch die Fenster starren. Nicht nur, weil diese Distanzlosigkeit einen schlechten Eindruck auf den Makler gemacht hätte; es schien Jan auch, als ob ihm das Haus Respekt abfordere. Er konnte es nicht einnehmen, er mußte es langsam von sich überzeugen.

Er hatte sich schon entschlossen, das Haus für sich und Nadine zu mieten, als er ein paar Tage zuvor den Besitzer zufällig auf einer Party kennengelernt hatte. Ein Mann, Anfang siebzig vielleicht, die weißen Haare hingen ein wenig zu lang und wirr über die Ohren, was Jan entfernt an die Pilzköpfe der sechziger Jahre erinnerte. Das Gesicht war jungenhaft und optimistisch geblieben, oder es waren die hellblauen Augen, die Jan so lebenshungrig erschienen. Er hatte den Mann sofort gemocht. Als sie vor dem Büffett standen, das unter dem Motto Retro zusammengestellt worden war, hatten sie ein Gespräch darüber angefangen, ob Serbische Bohnensuppe, Falscher Hase, Ragout fin in Blätterteigpastete, Käsespießchen und Frankfurter Kranz nun zu Recht oder zu Unrecht in Vergessenheit geraten seien. Zu Unrecht, beschlossen sie, abgesehen vom Falschen Hasen vielleicht.

Es hätte bei diesem Partyerede bleiben können. Doch der Mann sagte: "Ein Rückblick zum Abschied, seltsam." Es war Jan nicht klar, ob dies nur ein ziellos ausgesprochener Gedanke war oder die Aufforderung zu einem Gespräch. Er wartete kurz, dann unterbrach er die gemeinsame Stille. Der Mann antwortete, daß er endgültig nach Mallorca ziehe, daß er das vermutlich schon längst hätte tun sollen, allein das Wetter sei Grund genug, aber daß er sich nie dazu hatte durchringen können. Wegen des Hauses. "Wegen Ihres Hauses hier?", fragte Jan. "Ja", sagte der Mann, "ich hänge sehr daran. Ich habe es damals für meine Frau und mich gebaut." Er sprach nicht weiter, sein Blick ging ins Ungefähre. Wieder war es still zwischen ihnen. Er erinnert sich, vermutete Jan und stellte sich vor, wie ein junger

Mann eine hell lachende Frau über die Haustürschwelle trug. Er sah das Bild in Schwarzweiß. "Das war 1965", erklärte der Mann. 1965, dachte Jan, das Jahr, in dem ich geboren bin. Jetzt war er vermutlich in demselben Alter, in dem der Mann das Haus gebaut hatte. Und auch er brauchte ein Haus für Nadine und sich, in dem sie ihr gemeinsames Leben beginnen konnten. Plötzlich kamen ihm diese Zufälle bedeutsam vor, als sollten ihn die Übereinstimmungen zu etwas ermutigen. Ob das Haus zu mieten sei, fragte Jan. "Für Sie allein?" "Nein, für meine Frau und mich. Sie arbeitet zur Zeit in Südafrika. In ein paar Wochen kommt sie zurück, dann möchten wir zusammenziehen." Meine Frau, hatte er gesagt. Es klang ganz vertraut. Wenn sie eine gemeinsame Wohnung hatten, dachte Jan, würden sie heiraten.

Der Mann zögerte einen Moment, dann griff er in die Innentasche des Jacketts und zog seine Brieftasche hervor. Auf einer Visitenkarte notierte er eine Telefonnummer. "Am besten, Sie vereinbaren selbst mit dem Makler einen Termin", sagte der Mann, "ich würde mich freuen, wenn Ihnen das Haus gefiele."

Als Jan auf dem Weg zur Hausbesichtigung durch die sich lang dahinziehenden Villenvororte gefahren war, hatte er sich plötzlich daran erinnert, wie er früher am Wochenende manchmal diese Demonstrationen alten Reichtums bei seinen Sozialneidspaziergängen besichtigt hatte.

Der Makler kam fünf Minuten zu spät und fuhr einen Jaguar S-Type. Er eilte auf Jan zu, unter dem linken Arm eine Ledermappe, streckte im Gehen die Hand aus, sagte "Ricken" und zerrte Jan fast auf das Grundstück. Klimpernd suchte er nach dem richtigen Schlüssel an seinem Bund.

Jan betrat das Haus und hatte sofort das Gefühl, er sei in der Vergangenheit angekommen. Geradeaus eröffnete sich ein riesiger Raum, der in drei Ebenen unterteilt war. "Split-level", sagte der Makler und lief schon rechts die Stufen zur Galerie hoch. "Die Einbauküche", rief der Makler, "Kühlschrank, Tiefkühltruhe, Geschirrspüler, Einbauherd, alles da." Und eine Durchreiche zum Eßzimmer. Jan stellte sich eine junge Frau mit toupierten und festgesprayten Haaren vor, die einem Mann im schmalen Anzug zwei Teller mit Fleischwurstbrötchen, Gurken und Salzstangen herübergab. Wie ein Standbild aus einer alten Fernsehwerbung. Es schien ihm, als seien die sechziger Jahre nie aus dem Haus ausgezogen.

Schon wieder war der Makler vorausgerannt, die Treppe hinab, nun stand er im Wohnzimmer und sprach von der vor acht Jahren erneuerten Heizungsanlage. Die Worte zischten an Jan vorbei. Er dachte über das Eichenparkett nach. Hatte er nicht als Kind mal eine Brio-Holzeisenbahn auf einem solchen Boden aufgebaut? Aber wo war das gewesen? "Natürlich muß das Parkett irgendwann noch mal abgeschliffen

werden", sagte der Makler und wischte mit seinem rechten Schuh über eine graue Stelle im Holz, "aber das ist eben ein altes Haus." Jan blickte hoch. "Deshalb zahlen Sie auch weniger Miete als im Neubau", fügte der Makler an. Er war schon wieder unterwegs, die letzten Stufen hinunter.

Im Keller gab es ein kleines Schwimmbad, die Wände blau gekachelt, der Boden weiß gefliest. Sie würden es nicht benutzen, dachte Jan, vielleicht würde sich Nadine hier ihr Atelier einrichten. Sie könnten eine bequeme Treppe einbauen, und Nadine hätte endlich Platz genug für ihre Stoffballen und den Zuschneidetisch.

Im ersten Stock befanden sich noch drei Zimmer. Für die Kinder, dachte Jan. Nadine und er würden sicher bald Kinder haben.

Der Makler schlug vor, die Einzelheiten des Mietvertrags bei einem Cappuccino zu besprechen. Sie fuhren zu einem italienischen Feinkostladen in der Nähe. Eigentlich hatte Jan keine Lust auf Kaffee und erst recht nicht auf den weichen Amarettino-Keks, den der Makler mit den Worten spendierte, "haben Sie den schon mal probiert?" und den Jan natürlich kannte. Aber er sagte nichts. Er wäre lieber noch länger in dem Haus geblieben, wäre umhergegangen und hätte immer mehr Details entdeckt, die ihm nach und nach ein Bild der Vergangenheit gezeichnet hätten. "Und wenn Sie zum Mietvertrag-Unterschreiben in mein Büro kommen, bringen Sie bitte 310 Euro in bar mit", sagte der Makler, "für die Vertragsgebühren." "Für den Jaguar", dachte Jan. Ihm fiel auf, daß der Makler noch den schwungvoll nach hinten gefönten Popper-Haarschnitt trug, mit dem er vor zwanzig Jahren bei Frauen erfolgreich sein wollte. Auch für die braun gesprenkelte Hornbrille mußte er sich in den Achtzigern entschieden haben. Das Haus hatte diesen Mann nicht verdient.

Seine alte Wohnung kam Jan auf einmal gesichtslos vor. Dielenböden, Stuckdecken, weiß lackierte Türen, sah nicht jede zweite Wohnung in der Stadt so aus? Hier führten alle die gleichen Ehen, hatten die gleichen Kinder, stritten über die gleichen Nichtigkeiten. Nadine hatte sich geweigert, zu ihm in die Wohnung zu ziehen. Zu klein für uns beide, hatte sie erklärt, und er hatte nie gewußt, ob das wirklich der Grund war. Der alte Mann hatte es richtig gemacht, er hatte für seine junge Frau und sich mit dem Haus ihr eigenes Leben entworfen. Nun würden Nadine und er dort einziehen. Dieses Mal würde sie nicht nein sagen.

"Ich habe unser Traumhaus gefunden", sagte Jan, obwohl Nadine das Wort "Traumhaus" sicher schrecklich fand. Aber er wußte kein besseres, um diese Zeit schon gar nicht. Es war fünf Uhr morgens bei ihm und sechs Uhr in Kapstadt. "Wirklich?", fragte Nadine. Sie klang verschlafen, dabei mußte sie sonst immer früh los, weil das Licht am Strand für die Fotos dann am besten war. Jan hatte befürchtet,

sie verpaßt zu haben. "Ein Architektenhaus aus den sechziger Jahren", erzählte er, "alles noch absolut original. Du glaubst es nicht. Wie ein Museum." "Vielleicht ist es eins", antwortete Nadine, dann polterte etwas: "O nein, ich habe den Orangensaft umgeworfen. Warte mal kurz." Jan hörte, wie sie eilig irgendwelche Dinge wegräumte. Sie kam wieder an den Apparat. "Jan, laß uns morgen telefonieren, ich bin sowieso zu spät dran."

Jan unterschrieb den Mietvertrag. Dann fuhr er sofort zum Haus. Um ein paar Dinge auszumessen. Er schloß die Tür auf, ging ziellos durch die Räume und setzte sich schließlich auf die Treppe. Er lauschte nach Geräuschen. Das Haus schwieg. Jan blickte auf das überdimensionale Fenster gegenüber der Galerie, auf den von rostroten Adern durchzogenen Marmor der Stufen, der wie unbetreten wirkte, auf die weißen Rauhfasertapeten. Er dachte an den alten Mann. Vielleicht hat er vor dem Einzug auch so dagesessen, überlegte Jan. Nein, wahrscheinlich hatte er noch Handwerker dirigiert, die irgendwo nachbesserten. Das Haus sollte perfekt sein für seine Frau. Für seine Frau und ihn.

Jan rief sich das Gesicht des alten Mannes in Erinnerung: lebendig, rosige Haut, diese strahlenden Augen. So mußte ein Mensch aussehen, der ein glückliches Leben geführt hatte. Vielleicht war das damals in den sechziger Jahren leichter gewesen, weil die Welt viel klarer, geordneter war. Man muß sich auf die einfachen Dinge konzentrieren, dachte Jan, die Frau, das Haus, die Kinder. Nadines und sein Leben bestand nur aus Ablenkung, zu laut, zu schnell. Oft hatte er das Gefühl, Nadine tagelang nicht wirklich wahrgenommen zu haben. Sie hatten miteinander gesprochen, miteinander geschlafen. Aber sie hatten sich nicht einmal bemerkt.

Die Stille in dem Haus war so anders. "Vielleicht ist es ein Museum", hatte Nadine am Telefon gesagt. Genau, das war es. Auf einmal war alles klar. Ein Museum für eine glückliche Ehe. Der alte Mann hatte nichts verändert, dachte Jan, um das große Gefühl für immer festzuhalten. Das Haus hatte die Ehe zeitlos gemacht. Er stellte sich vor, wie der Hausbesitzer als junger Mann mit seiner Frau im Wohnzimmer saß, sie unterhielten sich, sie lasen, vielleicht sahen sie sich auch "Familie Hesselbach" im Fernsehen an. Mit Nadine würde er genauso auf dem Sofa sitzen, den Arm um sie gelegt. Er hätte ein Video besorgt, einen Tarkowski-Film, den man nur in völliger Gelassenheit ansehen konnte, die sie beide bisher nie gehabt hatten. Hier war der richtige Ort.

Ihre Möbel paßten nicht hierher. Seine Ikea-Reste aus der Studentenzeit ebensowenig wie Nadines Bauhaus-Antiquitäten. Schwarz und Chrom. Die Kälte würde alles zerstören. Nadine würde das sicher verstehen. Sie brauchten Originale aus den sechziger Jahren. Das Haus ließ nichts anderes zu.

Jan stieg in sein Auto, ein 73er Mercedes-Coupé, das er erst seit kurzem besaß. Er hatte es günstig gekauft und in Anthrazit-Metallic lackieren lassen. Die Sprungfedern in den Sitzen hatten ihre Spannkraft verloren, und so sank er jedesmal tief in das schwarze Leder. Jan mochte das. Es gab ihm das Gefühl, aufgehoben zu sein.

Er steckte den Knopf der Freisprechanlage ins Ohr und rief Bernd an. Bernd kannte sich aus mit Möbeln, und natürlich hatte er die richtigen Bücher im Schrank stehen. Er suchte gleich eins heraus. "Zweifellos zählen die von Gugelot und Dieter Rams entworfenen silbrig-weißen Phonogeräte in ihrer technisch eleganten Sachform zu den Design-Ikonen des Jahrhunderts", las Bernd am Telefon vor und erzählte, seine Eltern hätten den Plattenspieler PCS 5 besessen, den Rams 1962 für Braun entworfen hatte. Wunderschön, aber leider hatten sie ihn in den Achtzigern gegen einen CD-Spieler ausgetauscht. "Die Achtziger waren sowieso das Letzte", sagte Bernd. "Memphis und Starck. Ich fürchte mich schon vor dem Revival." Jan fuhr gleich bei ihm vorbei und lieh sich drei Bildbände aus. "Jetzt hat es dich aber gepackt", sagte Bernd.

Auf dem Anrufbeantworter die Stimme von Nadine. "Schade, du bist nicht da. Und ich muß gleich wieder los. Heute abend gehen wir alle auf die Party von dem Schweizer Filmteam. Ich glaube, ich schaffe es nicht, dich vorher anzurufen." Piep, piep, piep. Jan hätte ihr jetzt gerne von der Stille in dem Haus erzählt.

Im Internet fand er eine Couch. Sie hatte die Schlichtheit einer Bank: rechteckige, weiße Sitzfläche, eine schmale Rückenlehne, dazwischen ein Spalt, das Untergestell aus verchromtem Metall. Der Architekt und Designer Egon Eiermann hatte das Modell 1968 für das Bonner Abgeordnetenhaus entworfen, 400 Stück waren produziert worden. Nun bot ein Händler die Couch an, für 1900 Euro. Eigentlich war das Sofa drei Jahre zu jung. Jan bestellte es trotzdem, weil er die unaufdringliche Eleganz angemessen fand für das Wohnzimmer. Der Händler versprach, die Couch einer Spedition als Beipack mitzugeben.

Am Morgen klingelte der Wecker wie immer um fünf, aber Jan schlief für ein paar Minuten wieder ein. Dann schreckte er hoch und suchte hastig und konfus in seiner Wohnung nach dem Telefon. Als er es schließlich in der Küche unter den aufgeschlagenen Design-Büchern fand, meldete sich Nadine nicht. Er versuchte es ein paar Minuten später noch mal, falls sie unter der Dusche gewesen war. Niemand nahm ab. Jan hatte keine Lust mehr, wieder ins Bett zu gehen und noch ein, zwei Stunden zu schlafen. Er schraubte die espressomaschine auf und stellte die Herdplatte an. Er sehnte sich nach dem Blick in den Garten, den sie in dem Haus

haben würden. Im Sommer konnten Nadine und er sogar morgens auf der Terrasse ihren Milchkaffee trinken.

In den folgenden Tagen fuhr Jan nach der Arbeit in das Haus. Er hatte sich entschlossen, die wenigen Renovierungsarbeiten selbst zu übernehmen, die grauen Stellen im Parkett auszubessern, einen tropfenden Wasserhahn auszuwechseln, eine Treppe in den Pool zu bauen. In den Vorgarten pflanzte er einige Stauden. Das Haus sollte ihm immer vertrauter werden, so daß es keinen Moment der Fremdheit geben konnte, wenn er schließlich einzog.

Und jedesmal gab ihm das Haus neue Details seiner Geschichte preis. Im Keller entdeckte Jan eine Dusche, die Wasser aus sechs in die Wand eingelassenen Brauseköpfen spie. Wahrscheinlich hatte das Paar sich nach dem Schwimmen von den harten Strahlen massieren lassen. In der Garage lag hinten im Regal eine mit Bast bezogene Vase. Ein mißglücktes Geschenk, vermutete Jan. Er rieb sie trotzdem mit einem feuchten Lappen sauber und stellte sie auf die Durchreiche zwischen Küche und Eßzimmer. Im Garten schnitt er eine Tulpe ab. So schlecht, fand er, sah die Vase gar nicht aus.

Einmal fiel Jan ein, daß der alte Mann nur von sich gesprochen hatte, als er den Umzug nach Mallorca erwähnte. Was war mit der Frau? Für einen kurzen Moment zog ein Zweifel seinen Körper zusammen. Sie ist gestorben, schoß ihm durch den Kopf. Natürlich, die Frau war tot, und der vereinsamte Mann hatte es irgendwann nicht mehr ausgehalten in dem Haus, das aus wehmütigen Erinnerungen bestand und dem kein neues Leben mehr hinzugefügt wurde. Mit ihrem Tod hatte das Haus seinen Sinn verloren. Die Erklärung erschien Jan plausibel. Wegen des Wetters nach Mallorca zu ziehen, war die oberflächliche Begründung eines Mannes, der nicht mit einem Fremden über seinen Schmerz sprechen wollte.

"Was für einen Geldbaum meinst du?", fragte seine Mutter am Telefon. "Den die Nachbarin mir als Kind geschenkt hat", antwortete Jan. "Ach, der Pfennigbaum. Den willst du für das Haus haben? Ich dachte, du kannst ihn nicht leiden. Der war dir doch zu sehr fünfziger Jahre." "Sechziger Jahre. Außerdem bin ich nicht mehr meiner Meinung. Menschen ändern sich." "Ja", sagte seine Mutter, "ich werde älter und du seltsamer."

Bernd besuchte ihn unangemeldet in dem Haus. Jan stand gerade vor dem Klingelschild und betrachtete den geschnörkelten Namenszug des Besitzers. Schade, dachte er, daß es bald zwei Namen tragen würde. Aber vielleicht würde sich das nach der Hochzeit wieder ändern. Er führte Bernd herum, der das zum Anlaß nahm, sein Wissen auszubreiten. Sogar die unterschiedlichen Marmorsorten und ihre

Herkunft kannte Bernd, er sprach von Sammelkristallisation und Eisenverbindungen. Jan hörte ihm mit einer Mischung aus Stolz und Ablehnung zu. Bernd war sein erster Besucher. Dabei hatte Jan sich vorgestellt, daß Nadine und er ihre ersten Gäste ganz anders empfangen würden, förmlich, elegant, mit Cocktails auf der Terrasse und einem mehrgängigen Abendessen. Er hatte sich mit Nadine als Einheit präsentieren wollen, sie hätte Käsespieße in Grapefruihälfen gesteckt und Mixed Pickles serviert, er hätte für die Frauen Campari Orange gemixt, und die Männer hätten sich für Dry Martini entschieden, mit Olive und Kieselstein im kleinen Glas. "Bier wäre mir lieber", sagte Bernd. Wissen über Stil war nutzlos, überlegte Jan, wenn man für die Atmosphäre des Hauses kein Gespür hatte. Hier konnte man nur Cocktail-Klassiker trinken.

Zu ihm dagegen schien das Haus zu sprechen. Alles wird gut, sagte es. Manchmal rief es ihn auch ins Bad, wo der Duschkopf verkalkt war, oder in die Küche, wo sich ein Scharnier gelockert hatte. Oder es hielt ihn in der Stille fest. Dann lehnte Jan sich gegen ein Fenster und sah hinaus. Später am Abend schob er eine CD in die Mini-Stereoanlage, die er als einziges Zugeständnis an die Neuzeit im Wohnzimmer aufgestellt hatte. Seit kurzem kaufte er nur noch Jazz. Er war sicher, daß die jungen Hausbesitzer damals eine Schallplattensammlung mit Cool Jazz besessen hatten, Miles Davis, Dave Brubeck.. Beatles oder Stones hatten sie nicht aufgelegt, schon die statische Architektur des Hauses sprach dagegen, die das Beste der fünfziger Jahre in die sechziger gerettet hatte und keinen banalen Pop zuließ. Noch nicht mal Free Jazz, weil der sich an nichts hielt und so jede Struktur zerstörte. Und Schlager hatte hier niemand gespielt, die erst recht nicht. Jan haßte schon die Namen, Bill Ramsey, Rex Gildo, Chris Howland, Gitte. Nadine hatte einen guten Musikgeschmack, was selten war bei Frauen. Er würde sie leicht überzeugen können, in Zukunft Bill Evans zu hören.

Jan legte sich auf das Parkett und hörte John Coltranes gedehntem Saxophonspiel zu. "Welcome", aufgenommen Mitte der sechziger Jahre, mochte er am liebsten, ein Stück das nur aus Anfang bestand. Das langsame, offene Auf und Ab der Töne sang tief aus der Seele ein Willkommen, und McCoy Tyners Klavier sprudelte dazu fröhlich Töne wie Kohlensäure hervor. Willkommen. Das war es, was Jan empfand, als er auf dem Rücken lag, die Augen geschlossen, und vor sich sah, wie er und Nadine das Haus bewohnen würden. Er beobachtete, wie sie den Tisch deckte, wie sie im Schneidersitz auf der Couch saß und in einer Modezeitschrift blätterte, wie sie an dem Zuschneidetisch im Schwimmbad stand und mit Kreide Linien auf den Stoff zeichnete, wie sie den Pfennigbaum goß. In seiner Vorstellung trug sie ein einfaches ärmelloses Kleid, mit einem Gürtel um die Taille, und er ein weißes Hemd

mit aufgekrempeelten Ärmeln, obwohl er in Wahrheit gar kein weißes Hemd besaß. Manchmal schlief Jan darüber ein.

Nadine rief an. "Was läuft denn da für Musik?", fragte sie. "Miles Davis, Kind of Blue." "Du hörst Jazz?" Jan wartete, daß ihm eine Antwort einfiel. Aber es kam nichts. "Die wollen, daß ich länger bleibe, es ist ein neuer Auftrag reingekommen", sagte Nadine. Alle Gedanken hatten seinen Kopf verlassen. Sie schwiegen. Dann sagte sie: "Was meinst du denn dazu?" "Es ist doch schon entschieden", erwiderte er, und Nadine sagte: "Davon können wir wenigstens dein Eiermann-Sofa bezahlen." "Das ist schon bezahlt." Jan wußte, daß seine Antwort am Eigentlichen vorbeiging.

Zwei Tage später wurde das Sofa angeliefert. Jan dirigierte die Möbelpacker ins Wohnzimmer, wo sie es so aufstellten, daß er links den Garten sah und vor sich die offene Weite der Räume. Er hatte ein Glas und eine Flasche Cuvée Dom Perignon mitgebracht, er wollte jetzt feiern. Sogar sein neues weißes Hemd hatte er angezogen. Jan trank fast nie Alkohol, und so fühlte er schnell, wie die Wärme seinen Körper durchzog. Er hatte Ornette Coleman aufgelegt, und dessen unberechenbar dahinjagendes Saxophon beschleunigte seinen Puls. Er stand auf, ging zum Fenster, die Treppe hoch zur Küche, trank einige Schlucke aus der Flasche, blickte die Galerie hinab und konnte nichts anderes denken, als daß er dies alles nun in Besitz nehmen würde, für Nadine und sich, daß sie angekommen waren, wo sie hingehörten.

Am nächsten Morgen traf Jan zum ersten Mal die Nachbarin. "Meine Frau und ich freuen uns auf das Haus", sagte er. Die Nachbarin erwiderte etwas freundlich klingendes, aber das nahm Jan kaum wahr, denn er hörte in seinem Kopf einen Satz, den er nicht aussprechen wollte und dann doch aussprach: "Ich hoffe, wir werden hier so glücklich wie die Hausbesitzer es waren." Jan sah die Befremdung in dem Gesicht der Nachbarin. Sie zögerte. Sie sagte: "Frau Vaarst ist in das Haus nie eingezogen."

Jan ging in das Haus zurück. Im Wohnzimmer setzte er sich auf das Sofa und blickte in die leeren Räume. Irgendetwas hatte sich verändert.

Die Freunde

El Arenal, hatte Ben gesagt. Bloß nicht, dachte ich, schwieg aber erst mal. Vielleicht würde Jonas ablehnen, der hatte bestimmt auch keine Lust auf diese Pauschaltouristen, die Sangria aus Plastikeimern tranken, und dann stände ich nicht als der Nörgler da. Ich hatte schon zu Antalya und Ibiza nein gesagt. „El Arenal“, sagte Jonas, „da sind meine Eltern in den sechziger Jahren immer hingefahren. Warum eigentlich nicht?“ Jetzt sahen mich beide an, und ich überlegte, wie ich sie von dieser Idee abbringen könnte, ohne daß sie mir daraus einen Vorwurf machen würden. „Ist doch nur für ein Wochenende“, sagte Ben, und Jonas erklärte: „Das kann doch ganz lustig werden.“ Und: „Sei nicht so verspannt, Christoph“, und was kann man da noch antworten, also sagte ich: „Meinetwegen El Arenal.“

Wir drei waren beste Freunde, schon seit langem. Wir trafen uns zum Bier, wir lobten die jeweils neue Freundin und machten uns gemeinsam über sie lustig, wenn sie nur noch die Ex-Freundin war, wir sahen am Sonntagnachmittag die Formel Eins im Fernsehen und aßen dabei Kuchen, den einer von uns selber backen sollte, dann aber doch immer in der Konditorei besorgte. Einmal hatten wir uns zu dritt bei einem Kurs für syrische Vorspeisen angemeldet, weil Jonas darauf bestand, daß wir dort mühelos Frauen kennenlernen könnten, die gerne kochen. Es endete damit, daß Ben zuviel trank, Jonas zuviel aß und ich die beiden nach Hause fahren mußte, statt die nette Anwältin, mit der ich beim Petersilieschneiden ins Gespräch gekommen war, zu ihrer Wohnung zu bringen, wo sich vielleicht noch mehr ergeben hätte.

Natürlich war es Bens Idee gewesen, den Kurzurlaub zu machen. Wir hatten uns zum Grillen verabredet, aber es regnete wieder mal, und wir mußten die Steaks in der Pfanne braten. „Sonne und saufen“, sagte Ben. „Sex“, ergänzte Jonas. „Schlafen“, sagte ich. Ich fühlte mich gerade wieder mal überarbeitet. „Ich fahr doch nicht zum Schlafen in den Urlaub“, erwiderte Ben, „ich will was erleben.“

Ben hatte in unserem Trio die Rolle des fröhlichen Dicken, der das Sozialleben organisierte und immer irgendwoher günstig ein Fahrrad beschaffen konnte oder ein paar Polen kannte, die schnell die Wohnung anstrichen. Ben verliebte sich dauernd in irgendwelche Frauen, die ihn noch nicht mal bemerkten. Jonas war der Frauenheld, mit dunkelbraunen Locken und überraschend blaßblauen Augen, der alle paar Wochen eine Neue anschleppte, die dann doch wieder nicht an seine Jugendliebe heranreichte und deshalb auch so unvermittelt verschwand, wie sie aufgetaucht war. Und ich? Ich glaube, ich lag irgendwo im Mittelfeld.

Ben buchte die Reise zum Superschnäppchenpreis, was ihm offenbar wie ein Glücksfall vorkam, während Jonas und ich nichts anderes erwartet hatten. Ben kauft

selbst Milch nur im Sonderangebot. Flug und Halbpension im Hotel Ipanema Park für 287 Euro, ein Foto des Hotels druckte Ben aus dem Internet aus. 1967 gebaut, 1999 renoviert, stand in der Beschreibung, ein mehrstöckiger weißer Betonbau mit langgestreckten Balkonen, im Vordergrund ein paar Büsche. Von Park keine Spur. „Vielleicht ist der hinter dem Haus“, sagte Jonas. „Sicher“, antwortete ich, „nennt sich Parkplatz.“ „Du schon wieder“, sagte Ben, „kannst du nicht einmal positiv denken?“

Er hatte ein Doppel- und ein Einzelzimmer reserviert statt eines Dreierzimmers. Sein Plan war, wie er uns erzählte, daß auch in dem Einzelzimmer zwei Betten stehen würden. „Und wenn einer eine abschleppt...“ Er beendete den Satz nicht, sondern grinste und sah mich irgendwie triumphierend an. Vielleicht wartete er auch auf Beifall. „Fällt das unter positiv denken?“, fragte ich. „Halt's Maul, Christoph“, sagte Ben, „du willst doch sowieso nur schlafen. Dafür reicht ja das Doppelzimmer.“ „Wenn schon, denn schon“, erwiderte ich und klopfte dabei fordernd mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte.

Es war heiß auf Mallorca. 32 Grad im Schatten, im Inland noch mehr, verkündete der Flugkapitän über die Bordlautsprecher. Er hatte sich als Jochen Schmidt vorgestellt, und ich fragte mich, warum die deutschen Piloten immer diese Durchschnittsnamen hatten. Harald Zimmermann, Peter Müller, Jürgen Becker oder so. Wahrscheinlich wurden ihnen die von der Zentralstelle für Corporate Identity zugeteilt.

Vom Flugzeugfenster aus sah ich, wie die Hitze die Insel ausgetrocknet hatte, im Westen graue Felsberge, in der Mitte helle, rötlich-braune Erde, ab und zu ein paar Bäume. Neben manchen der versprengt in der Landschaft stehenden Häuser leuchteten blaue Kleckse, Swimmingpools. Sie waren das einzige Versprechen auf Erfrischung. „Condor, Ihr Sonnenflieger“ stand auf den gelben Papp-Eisbechern, die die Stewardess an die Passagiere verteilt hatte. Die Blockstreifen ihres Polohemdes setzten sich an ihrem Mund fort, der zu einem unbeweglichen Lächeln auseinandergezogen war. Auch die gezeichnete Sonne auf dem Becher lächelte. Sie zwinkerte mir außerdem noch zu. Ich gab mein Eis an Ben weiter.

Jonas unterhielt sich mit der Frau in der Reihe vor ihm, sie war vielleicht Mitte zwanzig, mit langem blonden Zopf. Ganz nett, aber die Nase war zu klein und zu spitz. Für meinen Geschmack jedenfalls. Sie kniete auf dem Sitz und beugte sich über die Rücklehne. Jonas dagegen war tief in seinem Polster versunken, die Arme verschränkt. „Gleich gibt sie ihm ihre Handynummer“, flüsterte Ben, und tatsächlich verschwand sie hinter der Lehne und tauchte kurz danach wieder auf, in der Hand einen Zettel. Jonas stopfte ihn in die Brusttasche seines Hemdes. Er sah nicht gerade begeistert aus. „Den nehm ich lieber“, sagte Ben, als die Frau sich wieder umgedreht

hatte, und zog den Zettel aus der Hemdtasche. "Du verlierst den nur." "Viel Spaß", antwortete Jonas.

Die Autobahn vom Flughafen führte direkt nach El Arenal. "S'Arenal" stand in weißer Schrift auf braunen Schildern, in Katalan. Jonas fuhr den Mietwagen, ich saß neben ihm, die Straßenkarte in der Hand. Ben war hinten eingestiegen und streckte den Arm aus dem Fenster, um den Fahrtwind nervtötend laut ins Auto umzuleiten. Die Klimaanlage blies verzweifelt gegen den heißen Luftstrom an, und Jonas fluchte, daß der Wagen deshalb keine Leistung bringe. "Super hier!", rief Ben von hinten. Wir fuhren gerade an einem mehrstöckigen Betonrohbau vorbei. Ich konnte nicht entscheiden, ob aus ihm ein Parkhaus werden sollte oder ein Hotel. So verloren, wie er in der Landschaft stand, schien beides eine Fehlinvestition zu sein.

Die Hotels und Apartmenthäuser drehten der Hauptstraße ihren Rücken zu, hohe, weißgestrichene Betonwände, gleichförmige Fenster, die Balkone lagen sicher auf der anderen Seite, zum Meer hin. Die teuren Anlagen hatten Auffahrten, die durch Vorgärten aus dichtem Grün führten. Ich sah einen alten Hotelangestellten in weißem Hemd, der mit einem Schlauch die Pflanzen wässerte. Ich stellte mir vor, wie der Wasserstaub seine Haut kühlte und die Luft, die er einatmete.

Wir parkten an der Strandpromenade, ein betongepflasterter Streifen, der in gleichmäßigen Abständen von pinselartigen Palmen gesäumt wurde. Keiner von uns hatte Lust, direkt ins Hotel zu fahren. Ben wollte schnell "ein Bierchen zischen", und Jonas hatte eine Agentur entdeckt, die Tauchfahrten anbot. Ben und ich setzten uns in ein überdachtes Café gegenüber einer kleinen Grünanlage. Es hatte diese weißen stapelbaren Plastikstühle, die offenbar in Milliardenauflage hergestellt und von einer weltweit agierenden Mafia den Lokalbesitzern aufgezwungen werden. Ich hasse diese Dinger. Ich bestellte einen Kaffee und ein Mineralwasser. Ben hatte sich die Mallorca-Zeitung besorgt, um das Abendprogramm für uns zusammenzustellen. Ich beobachtete die Straße. Es war nichts los, ab und zu ein Auto, manchmal ein Fußgänger. Eine Gruppe von Rennradfahrern surrte vorbei. Bei der Hitze, dachte ich. "Babe-Alarm." Zwei Frauen in kurzen Röcken und Spaghetti-Tops schlenderten am Café vorbei. Ziemlich jung, fünfzehn vielleicht, mit langen schlanken Beinen, ein paar Jahre vor der ersten Diät. Ben blickte von seiner Zeitung auf und musterte die beiden. "Kinderficker", sagte er zu mir, "da kommt auch schon die Polizei." Auf der Straße ging gerade ein kleiner Spanier in einem grünen T-Shirt vorbei, "POLIZEI" war vorne in weißen Großbuchstaben aufgedruckt. Ich grinste. Der Mann hob zeitlupenlangsam seine Hand und grüßte. Wahrscheinlich ahnte er, daß wir Deutsche waren. "Wo sind denn die anderen Frauen alle?", fragte Ben, und erst da fiel mir auf, daß wir die einzigen Gäste in dem Café waren. "Am Strand", sagte ich.

Wenn Ben sitzt, dann sitzt er erst mal eine Weile, und wenn ich sitze, muß ich gleich wieder aufstehen, weil ich eigentlich immer etwas anderes will als das, was ich gerade tue. Bei der Vorspeise denke ich ans Hauptgericht, beim Hauptgericht freue ich mich auf den Nachtisch, und beim Nachtisch stelle ich mir schon das Frühstück vor. Also bestellte Ben ein zweites Bier, und ich ging die Promenade entlang. Eine niedrige Betonmauer trennte den gepflasterten Weg vom Strand. Wie aufgespießte Strohhüte steckten die Sonnenschirme im Sand, in drei Reihen hintereinander. Jeder gab Schatten für zwei blaue Liegen, und auf den meisten von ihnen lagen entspannte Körper, Handtücher, aufgeklappte Bücher. Es sah friedlich aus und irgendwie beruhigend, ein kollektives stummes Einverständnis, daß man hier und so einen schönen Urlaub verbringt. Am nächsten Tag würden wir auch zwei Schirme mieten.

Vor einem Strandcafé hatte sich eine kleine Menschenmenge angesammelt. Stumm blickten alle zum Meer, und erst in diesem Moment bemerkte ich, daß kurz vor der Wasserlinie einige Sanitäter im Sand knieten. Einer, mit roter Schwimmweste über dem T-Shirt, mit Pferdeschwanz und Sonnenbrille, beugte sich rhythmisch vor, eins, zwei, drei, vier, fünf, Pause. Herzmassage. Ein Mann rannte an mir vorbei, in der Hand hielt er einen orangen Notfallkoffer. Eine Ärztin in weißem Kittel lief ihm hinterher. Ihre Beine waren nackt. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich irgendein Geräusch hörte. Ich sah, wie die Wellen sich hoben und wie glatt sie aussahen, bevor sie brachen, ich sah, wie das Wasser das Licht spiegelte und wie hell der Sand war, und ich hatte das Gefühl, ich könnte sogar die Hitze sehen in diesem Moment, der sich nicht weiterbewegte, bis zwischen Leben und Tod entschieden worden sein würde. Und dann nahm ich doch ein Geräusch wahr, Musik, die aus den Lautsprechern der Strandbar kam, erst das schlagende wumm, wumm, wumm, wumm der House-Musik, und dann die Männerstimme, die sang: "Yes, it's true." Ja, der Tod ist wahr, dachte ich.

Es war nur ein kurzer Gedanke, denn auf einmal stand Jonas neben mir. "Das wird nichts mehr", sagte er, während er die Sanitäter beobachtete, "laß uns fahren." Als wir losgingen, sah ich noch, wie fünf Männer in der Strandbar um einen Tisch herum saßen und aus lächerlich langen Strohhalmen Sangria tranken. "Und? Gehst du tauchen?", fragte ich Jonas.

Unser Hotel lag im alten Teil von El Arenal. Die Hochhäuser waren in den sechziger Jahren gebaut worden, als es keine Fertigteile gab und viele der Balkone noch Metallgitter hatten oder gekachelte Brüstungen. Sie waren alle unterschiedlich hoch und wirkten wie planlos nebeneinander aufgestellt. Am Hotel gegenüber vom Ipanema Park hing an einem Balkon ein Bettlaken. www.knallbreit.de hatte jemand

in schwarzen Buchstaben aufgesprüht. Eine langhaarige Blondine saß vor dem Haus auf einer Mauer und telefonierte auf Deutsch. "...total schockiert. 200 Euro weg und die Karten", hörte ich sie sagen. Im Zimmer suchte ich als erstes nach dem Tresor.

"Scheiße, es gibt keinen Fernseher", fluchte Jonas, "ich dachte, das ist ein Drei-Sterne-Hotel. Und wie sollen wir jetzt Fußball sehen?" Wütend setzte er sich aufs Bett und sah sich selbst im Spiegel an, der an der Wand gegenüber hing. "Ich dachte, es ging um die drei S - Sonne, Saufen, Sex", sagte ich. Nichts macht mehr Spaß, als Jonas zu provozieren. Natürlich hob er gleich ab. "Nicht um die drei S, sondern um die drei F!" Er stemmte die Arme angriffsbereit in die Matratze. "Fressen, Ficken, Fernsehen. Kapiert du? F!" Dann ließ er sich auf den Rücken fallen. "Scheiße, mit dir im Doppelzimmer, und noch nicht mal ein Fernseher." "Fangen wir doch einfach mit Fressen an", schlug ich vor, "ist sowieso gleich sieben Uhr."

Das Halbpension-Büffett war genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Jonas drückte mit der Gabel auf seinen Bratfisch. An den Seiten quoll das gelbe Öl heraus. "Ist ja ekelhaft", sagte er. Die junge blondierte Russin vom Nachbartisch ging, flatsch flatsch, in Plateau-Badelatschen an uns vorbei, der Schriftzug "Calvin Klein" auf ihrem kurzen T-Shirt-Kleid dehnte sich über der Brust. "Gut, daß die in Rußland so viele Abtreibungen haben", sagte Ben, „sonst gäbe es noch mehr von denen.“ Wir lachten.

Jonas wollte nicht zu Jürgen Drews ins "Oberbayern" und ich nicht zur "Night of Kamasutra" ins Riu Palace. "Langweiler", sagte Ben, "dann gehen wir eben zum Ballermann." Er stand unter gewissem Druck, weil er nur für diese Nacht das Einzelzimmer hatte. Wir schlenderten die Carretera de S'Arenal entlang Richtung Zentrum. Auf der niedrigen Mauer, die den Strand von der Promenade trennt, saßen Urlauber und tranken Flaschenbier. Eine Reiseleiterin stand vor einer langen Schlange von Touristen, schwang einen dieser langen Strohhalme als Taktstock, zählte "vier, drei, zwei, eins", und dann marschierten alle, Hände auf den Schultern des Vordermanns, als Polonaise über die Straße. Ein Hütchen-Spieler benutzte einen umgedrehten Pappkarton als Tisch. Ich versuchte gerade herauszufinden, wer unter den Herumstehenden sein heimlicher Verbündeter war, als plötzlich alle auseinanderstoben und der Pappkarton verlassen zurückblieb. Ein Polizeiauto fuhr vorbei. Die Männer kehrten wieder zum Karton zurück. Es wirkte, als würden sie angesaugt.

"Heute müßt ihr schon gut drauf sein, heute ist keine Nacht für Schlaftabletten." Der Türsteher im Hawaiihemd sprach mit fränkischem Dialekt. "Seid ihr gut drauf?" "Immer", antwortete ich. "Ja", bestätigte Jonas und klatschte mir auf die Schulter, "Christoph ist unsere Stimmungskanone."

Im Zentrum des ewiggroßen Raums stand eine Landschaft aus Kunstfelsen, Wasserfall, Palmen und See. Zwei Gogo-Girls in Bikinis tanzten auf den Betonsteinen, mit unbeteiligtem Gesicht. Neben ihnen sprangen ein paar Menschen im Wasser auf und ab. Auf den Stehtischen standen Glassäulen, gefüllt mit Sangria, und drumherum die aufgeheizten deutschen Jungurlauber. Alles war in Bewegung, wedelnde Arme, schaukelnde Körper, Kellner liefen mit Sangria-Krügen und Biergläsern herum. "So schmeckt der Sommer!" Der DJ sang übers Mikrofon den Refrain mit, plötzlich sprühten überall Wunderkerzen, das Licht wechselte von blau zu rot zu gelb, neben mir kletterte ein Mann auf einen Barhocker. "Hi Mädels! Habt ihr 15 Minuten Zeit und 20 Zentimeter Platz?" stand auf seinem T-Shirt. Jemand grölte mir ins Ohr. Ben. Er drückte mir ein Glas mit Sangria in die Hand. "So schmeckt der Sommer!", sang er mit Jonas im Chor, und wir stießen darauf an. Die Sangria schmeckte scheußlich, zu süß, zuviel Kohlensäure und zuviel Alkohol. Sofort spürte ich ein Hämmern an den Schläfen. Dann las ich die Schrift auf dem Glas: "Für goldene Momente. Warsteiner." Na gut, dachte ich.

Natürlich hatte Jonas gleich die drei Mädchen am Nachbartisch kennengelernt. Oder sie ihn. Ben schob sich dazu, strich mit der Hand durch sein blondes Bürstenhaar und redete. Er war nervös. Wahrscheinlich schwitzte er schon. Ich wußte nicht, ob ich mich in die Unterhaltung einmischen sollte. Dann würde ich mich für eines der drei Mädchen entscheiden müssen. Oder, schlimmer, ich mußte die nehmen, die übrigblieb. Nein, die war auf jeden Fall für Ben. "Und das ist Christoph." Jonas zeigte auf mich. "Hallo", sagte ich. Das Mädchen mit den langen dunklen Haaren lächelte mir zu. Die also, dachte ich, und sah an ihr herunter. Sie trug keinen BH. Ihre Brüste gefielen mir.

"Gib mir eine Stunde Vorsprung", flüsterte Jonas in mein Ohr, links im Arm das Mädchen. Ich war immer noch dabei, mir Geschichten über einen hysterischen Zahnarzt anzuhören. Jedenfalls hatte ich schon eine Menge Fachausdrücke gelernt, "Dentalhygienikerin" zum Beispiel. "Okay", sagte ich. Ben stand am Nebentisch. Er gestikulierte. Das Übliche. Er erklärte, wie das Dach seines Hondas sich automatisch zusammenfallen und im Kofferraum verschwinden würde. Ich begreife nicht, wie er immer noch glaubte, daß er Frauen damit imponieren könne. Vor allem, wo das Cabrio zweitausend Kilometer weit weg parkte.

"Bringst du mich ins Hotel?", fragte mich die Dentalhygienikerin. "Ich bin müde", fügte sie hinzu. Ich überlegte, ob das eine versteckte Einladung war. Ich konnte nicht verhindern, daß ich schon wieder auf ihre Brüste starrte. "Klar", sagte ich.

Ich ließ Jonas drei Stunden Zeit, oder ich nahm sie mir, je nachdem. Die Strandpromenade war leer, als ich zum Ipanema Park zurückging. Auf dem Meer

schaukelten ein paar entfernte Lichtpunkte. Die Luft war immer noch angenehm warm, und ich mochte diese plötzliche Einsamkeit.

Ich weiß nicht, warum mir ein Zettel auffiel, der an einem Laternenpfahl klebte, und auch nicht, weshalb ich stoppte und ihn mir ansah. Es war ein fotokopiertes Blatt, das das Bild eines Motorrads zeigte und daneben einen Mann, Mitte zwanzig vielleicht, dunkle Locken, ein quadratisches Gesicht. Darunter eine lange Personenbeschreibung in Katalan, eine verkürzte auf Englisch und ein sehr knappe auf Deutsch. Wahrscheinlich hielten die Suchenden es für aussichtslos, daß deutsche Touristen sich für verschwundene spanische Männer interessierten. Vor einer Woche war er mit seiner Suzuki Bandit 600 nach Alcudia im Norden der Insel aufgebrochen, aber nie angekommen. Ich studierte sein Gesicht. Ich stellte mir vor, wie er sein Lächeln für die Aufnahme so lange festgehalten hatte, bis es leblos geworden war, und für einen Moment spürte ich so etwas wie Nähe zu dem Mann. Und ich war sicher, daß er tot war.

"Jonas, Christoph, macht auf!" Jemand hämmerte gegen die Zimmertür. Ich war noch gelähmt vom Tiefschlaf, doch Jonas sprang aus dem Bett und öffnete. Ben wankte herein und ließ sich in den Sessel fallen. "Ihr Schweine, ich war dran mit Ficken, nicht ihr! Und was ist? Ihr schnappt euch die besten Weiber, und ich steh da, zahle eine Sangria nach der anderen, und dann hat die Schlampe ihre Tage. Scheiße!" Ben war betrunken. 4 Uhr 17 zeigten die roten Leuchtdioden des Radioweckers an. "Hör auf zu weinen und geh in dein Bett", sagte ich. "Oh Mann, sogar du Versager hast eine abgeschleppt", stöhnte Ben. "Du hättest ja die aus dem Flugzeug anrufen können, die Nummer hast du doch." Ein böses Lächeln zog sich über Jonas' Gesicht. "Danke, ihr seid echte Kumpel. Ich will morgen noch mal das Einzelzimmer." "Kommt nicht in Frage", sagte Jonas, "Christoph schnarcht und furzt. Das halte ich nicht noch eine Nacht aus." "Okay", sagte ich langsam und stand auf, "wenn ich nicht zumutbar bin, dann schlafe ich eben im Einzelzimmer. Her mit dem Schlüssel." "Ich habe meine Zähne noch nicht geputzt", jammerte Ben und wühlte in seiner Hosentasche. "Das macht Jonas bestimmt nichts aus." Ich verzog mich ins Nachbarzimmer. Später hörte ich, wie Ben im Badezimmer kotzte.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, mußte ich als erstes an den verschwundenen Motorradfahrer denken. Ich sah eine Sandpiste vor mir, er stand mit seiner Suzuki am Straßenrand und sprach mit zwei Männern. Hinter ihnen parkte ein Geländewagen, blau-silber mit getönten Scheiben. Er verstärkte seine Worte mit heftigen Handbewegungen, er hob die Schultern, als beteuere er seine Unschuld, doch von einem Moment zum anderen hielt er inne. Die Arme sackten schlaff herunter. Eine Sekunde, zwei. Dann riß er die Arme hoch, legte sie schützend

um den Kopf, sinnlos, denn sie konnten den Pistolenschuß nicht abhalten. Später lag seine Leiche gemeinsam mit dem Motorrad in einer Grube. Die beiden Männer schaufelten Sand hinein.

Ich fand Jonas und Ben am Pool hinter dem Hotel. Sie waren die einzigen Gäste, auch das Becken war leer. Sie hatten zwei Liegestühle genommen und sich in die Sonne gelegt, die schon jetzt, am späten Vormittag, grellweiß herunterknallte. Ich zog eine Liege heran und setzte mich neben die beiden. "Du hast dich gestern nacht wohl ziemlich verausgabt", sagte Jonas. Er trug seine Sonnenbrille, deshalb wußte ich nicht, ob er mich dabei ansah. Es kam mir vor, als sei ich ihm ausgeliefert. "Amüsiert", sagte ich. Dabei war mir nichts befremdlicher als die Erinnerung an den unbekanntem Frauenkörper, der sich mir zu vertrauten Ritualen überlassen hatte. Ich fragte mich, wie Jonas diese schnellen Begegnungen empfand, ob er tatsächlich etwas suchte oder ob er sich von vornherein hinter der Anonymität des Ganzen verschanzte. Obwohl wir uns schon so lange kannten, wußte ich die Antwort nicht. "Laßt uns an den Strand gehen", sagte Ben, "hier ist nichts los."

Für einen Moment glaubte ich, wir hätten uns genau dort einen Platz gesucht, wo die Sanitäter am Tag zuvor Wiederbelebungsversuche gemacht hatten, aber dann wurde mir klar, daß ich mich täuschte. Ich wunderte mich, wie sehr ich darüber erleichtert war.

Ein Rest von Verstimmung blieb trotzdem. Vielleicht hätte ich sonst auch nicht mit zunehmendem Mißmut beobachtet, wie sich neben uns vier Mitdreißiger an eine Gruppe von Teenagern heranmachten. Der erste trug eine aschblonde Lockenperücke und war offenbar der Witzbold im Team. Die Mädels ein bißchen auflockern. Dann kam ein blondierter Pockennarbiger mit einem Krug Sangria. Betrunknen machen. Der dritte, Rastalocken, Sonnenbrille, fliehendes Kinn, schleppte einen Ghettoblaster heran, aus dem ein Vorjahres-Hit schepperte. In Stimmung bringen. Und dann kam der vierte, ein typischer Mitläufer, dicklich, weißlich, Halbglatze, Brille. Abzocken. Er setzte sich dazu und sagte: "Easy Mucke, Alter." Die Mädchen, ich schätzte sie auf sechzehn, siebzehn Jahre, rauchten, tranken und lachten, vermutlich waren sie geschmeichelt und fanden sich cool. Dämliche Lämmer, dachte ich und kämpfte den Impuls nieder, aufzustehen und den vier Wichsern eine reinzuhauen.

Ben las währenddessen eine Meldung aus der Bild-Zeitung vor: Spermien seien dafür ausgerüstet, den Samen des Konkurrenten zu vernichten. "Wieso das?", fragte Jonas, "Frauen sind doch monogam, oder?" Ich beteiligte mich nicht an der Unterhaltung, weil mir natürlich die vergangene Nacht und überhaupt der Zweck dieser verdammten Reise eingefallen war. Die drei S. Oder F. Diese vier Aufreißer-

Idioten waren letztendlich nur Karikaturen unserer selbst. Schlecht gelaunt sah ich mir die Rückseite der Zeitung an, die Ben mit gestreckten Armen über sich hielt: das Bild eines jungen Mannes, der auf der Straße lag, das Gesicht in einer Blutlache. Ein Demonstrant, den ein Polizist erschossen hatte. "Yes, it's true", schoß mir durch den Kopf.

Ich sah das Foto auch in den Nachrichten nach der Fußballsendung, die wir uns auf einem großen Bildschirm in der Hotellobby anschauten. "Hier begegnet mir dauernd der Tod", sagte ich schließlich. Jonas und Ben blickten mich einigermaßen irritiert an. "Was plapperst du da?", fragte Ben. "Drei Tote in zwei Tagen, das ist doch nicht normal. Der eine von gestern am Strand, dann ein Verschwundener auf einem Plakat, und jetzt der hier im Fernsehen." "Du bist wohl total durchgedreht", sagte Ben, "hast du einen Sonnenstich, oder was?" "Das kann kein Zufall sein", beharrte ich. "Auf keinen Fall, das hat etwas zu bedeuten", bestätigte Jonas, griff nach der abgegriffenen Zeitung, die auf dem Sofatisch lag, und warf mir die Seite mit den Traueranzeigen hin. "Hier ist der Beweis, überall Tote", sagte er mit schneidender Ironie, "nimm mal eine kalte Dusche, Dr. Tiefsinn."

Wir gingen in eine Bar. Jonas hatte angekündigt, er wolle sich lediglich "kopfgeil reden", und Ben hoffte, endlich über dieses Stadium hinauszukommen. Ich wollte ihnen nicht dabei zusehen und zog mich in eine Sitzecke zurück, und ich grübelte darüber nach, warum ich so oft an den Tod erinnert worden war. Es war ein Zeichen. Ich fürchtete, das Flugzeug würde abstürzen oder wir würden auf dem Weg ins Hotel mit dem Wagen verunglücken, oder vielleicht hatte schon jemand auf meine Mailbox gesprochen, um mich über einen tragischen Todesfall zu unterrichten. Ich war froh, daß wir am nächsten Tag abreisen würden.

Wir hatten keinen Unfall, wir stürzten nicht ab, und es gab auch keine traurigen Nachrichten auf meiner Mailbox. Und trotzdem haderte ich damit, daß wir uns am nächsten Samstag zur üblichen Fußballrunde treffen wollten, so, als hätte sich nichts geändert. Die beiden würden nie begreifen, worum es im Leben wirklich ging. Unter einem Vorwand sagte ich ab.

Am Samstagabend saß ich allein zu Hause, ohne Fußball natürlich. Ich hatte keine Ahnung, was ich da eigentlich sollte. Ben und Jonas waren sicher schon beim dritten Bier und grölten sich in Fahrt.

Und dann überlegte ich, wenn ich jetzt einen Herzinfarkt hätte oder das Haus einstürzen würde, hätte ich dann nicht lieber vorher die Spielergebnisse gewußt? Und mich mit Jonas gestritten und Ben verarscht? Den Stürmer beschimpft und

"Tor" geschrien? Und ein paar Flaschen kaltes Bier getrunken? Ich stand auf, nahm meine Jacke und machte mich auf den Weg zu den beiden. Yes, it's true, dachte ich.